

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 50.

Berlin, Dienstag den 25. April

1848.

Frankreich.

Beiträge zur Lösung des Arbeiter-Problems.

(Nach der Revue des deux Mondes.)

1.

Alle, die sich mit der Organisation der Arbeit beschäftigt haben, wollten zweien Uebeln abhelfen, die ihnen außerordentlich schienen: der schlechten Verteilung der sozialen Reichthümer und dem Uebermaße einer zügel- und gränzenlosen Konkurrenz. Durch die Konkurrenz wird der Schwache von dem Starken vernichtet; durch die schlechte Verteilung der Reichthümer wird die unbillige Einteilung der Menschen in Schwache und Starke unterhalten und verewigt. Welche Mittel sind nun gegen diese Uebel in Vorschlag gebracht worden? Unter zwar verschiedenen Formen nur ein einziges. Weil man dadurch: daß man jeden Arbeiter nach seiner Weise den von ihm eingeschlagenen Weg verfolgen ließ, daß man die menschliche Thätigkeit sich selbst überließ und es ertrug, daß sich der Reichthum in den Händen Derer, die sich seiner zu bemächtigen wußten, anhäufte, zu der bezeichneten traurigen Ungleichheit gelangte, soll man gegenwärtig alle zerstreuten Kräfte zu einem Bunde vereinigen, das Leben in einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt konzentriren, die Arbeit einem gemeinsamen Gesetze unterwerfen und die Verteilung ihres Gewinnes nicht mehr nach der individuellen Geschicklichkeit, sondern nach Gerechtigkeit in Beziehung auf die Arbeitsfähigkeit einrichten.

Bereinigung aller Arbeiter unter Leitung des Staates ist die neue Formel, auf welche, wie auf eine notwendige Konsequenz, die verschiedenen Systeme hinarbeiten, die bis jetzt auf eine entschiedene Weise die Organisation der Arbeit haben festsetzen wollen. Aber es wird keinesweges genügen, nach dem Beispiele einiger privilegierter Anstalten die Wohlthaten der Association nur zu predigen, ohne daraus ein gemeinsames und gebieterisches Gesetz zu machen. Man würde sonst die Konkurrenz unter Corporationen, anstatt unter Individuen, haben, was ein ähnliches Uebel wäre. Zu einer neuen Verteilung der sozialen Reichthümer schreiten, ohne eine distributive Macht festzusetzen, welche die Anhäufung derselben fortan unmöglich mache und den menschlichen Leidenschaften das traurige Privilegium nähme, sich in's Unglück zu stürzen, hiesse, auf eine Stunde eine Gleichheit an die Stelle der gegenwärtigen Ungleichheit setzen und der Zukunft dieselbe Verlegenheit vorbehalten. Unterwerfung Aller unter dasselbe Band der Association, eine bleibende Nothwendigkeit einer distributiven Macht, das sind die beiden unzertrennlichen Axiome, die man, wenngleich nicht de jure, doch als Thatsache festzustellen unternimmt.

Wir würden kaum wagen, in dieser Zeit, wo jede Klugheit lästig scheint, zu entgegnen, daß die Völker einen Theil einer großen Familie ausmachen, und daß die Gesetze ihres Bestehens unvermeidlich von den Gesetzen abhängen, welche das ihrer Nachbarn und ihrer Brüder beherrschen. In Beziehung auf Industrie und Ackerbau soll die Organisation Frankreichs, weit entfernt, dasselbe mit einer unübersteigbaren Mauer zu umgeben, vielmehr mächtig außerhalb seiner Gränzen zurückwirken. Die Frage über die Konkurrenz greift auch hier Platz, und wenn es möglich ist, sie dabei zu regeln, so ist dies vielleicht weniger überall sonst möglich; demnach kann die Frage noch eine solche werden über Leben und Tod für die Völker, wie für die Individuen, und wenn geistvolle Männer in Frankreich die Organisation der Arbeit unter gleichförmigen Gesetzen und die Verteilung der sozialen Reichthümer durch eine rechtliche Macht für möglich halten, so werden sie darum noch nicht an den Erfolg einer Propaganda glauben, die zum Ziele haben würde, derselben Regel das ganze Weltall zu unterwerfen.

Gleichwohl wird man durch solche Einwendungen der Nichtannehmbarkeit die Lehre, um die es sich handelt, nicht verwerfen können: auch nicht, indem man die Schwierigkeit der Realisation nachweist, sondern nur indem man darthut, daß sie falsch sey. Und dieser Nachweis ist bereits ohne Entgegnung, ohne Widerspruch geliefert worden. Predigten, Abhandlungen sind in dieser Beziehung geschrieben worden, aber Alles ist ohne Wirkung geblieben.

Es bleibt durch die Wissenschaft und die Geschichte bewährt, daß die Konkurrenz für die Arbeit das ist, was der freie Wille für den Menschen: nimmst Du dem Menschen sein Gewissen, seine moralische Verantwortlichkeit, so wird er einfältig; nimmst Du dem Arbeiter seine Unabhängigkeit, seinen freien

Gang, so wird er träge. Es bleibt eben so bewährt, daß die Verteilung des Gewinnes durch eine distributive Macht — so zu sagen die Vernichtung des Eigenthums, des Erbrechts — wenn man zugiebt, daß eine solche Macht sich festsetzen und sich behaupten kann, die Zerstörung aller zum Guten anspornenden Triebfedern und aller Gründe des Seyns und Handelns ist.

Als unvollkommene und vergängliche Wesen haben wir einen moralischen Werth nur durch den Kampf, sind wir nur glücklich durch die Liebe. Die Freiheit unterdrücken, die Aussichten im Kampfe zerstören, den Arbeiter verurtheilen zu produziren ohne Wettstreit, ohne Abwechslung von Gewinn und Verlust, seine persönliche Verantwortlichkeit auf eine Verringerung des Verbrauchs beschränken, hiesse, unnütz machen die Fähigkeiten, welche seine Macht und seinen Ruhm bilden: den Eifer, zum Besseren zu gelangen, und den Mut, das Schlimmere zu ertragen; es hiesse, ihm die Hoffnung rauben, welche belebt, und den Erfolg, welcher ein gutes Leben belohnt. Vergebens glaubt man, an die Stelle des Spornes seitens des Privat-Interesses, die Aufopferung für das allgemeine Interesse zu setzen. Der Horizont des Gedankens ist, gleich dem sichtbaren Horizonte, kurz und beschränkt; niemals wird man es dahin bringen, daß wegen eines unbekanntem Resultats, um eine Masse von Reichthümern anzuhäufen, deren Jiffer ihm gleichgültig seyn muß, der Mensch die Energie entfaltet, die er anwendet, um sein eigenes Vermögen zu vermehren. Man hat wohl Soldaten gefunden, welche den Selbsterhaltungstrieb bezwungen und dem Tode getrogt haben, aus Liebe zum Ruhme, aus Aufopferung für's Vaterland. Ohne Zweifel; aber der Krieg ist immer ein ausnahmweisender und vorübergehender Zustand gewesen, der kriegerische Heroismus entwickelt und steigert sich in Momenten und mit Unterbrechung. Die Anstrengung, die er notwendig macht, wird nie fortwährend seyn und ist es auch nie gewesen. Dasselbe verlangen, um die friedliche Arbeit zu organisiren, von jedem Gliede der Gesamtfamilie eine dauernde Aufopferung fordern aus Sympathie für das Gesamt-Interesse, glauben, daß in dem Leben des Arbeiters, welches jeden Augenblick benutzen muß, jenes Gefühl niemals existiren und daß es die persönlichen Strebungen, welche die Konkurrenz so fruchtbar machen, verdrängen werde, hiesse, die menschliche Natur ganz verkennen.

Freilich sagen unsere Gegner, daß wir die menschliche Natur unterschätzen, während sie sie höher zu stellen beabsichtigen. Dennoch beharren wir bei dem Gedanken, daß, wenn auch ihr Wille löblich, doch das Werk ein unkluges und das Resultat ein chimärisches ist. Anstatt des unmittelbaren und dringenden Interesses, welches ihn zur Arbeit anhält, läßt man dem Menschen nur die Verfolgung eines fernen und unbekanntem Zieles; anstatt des Stolzes, den er aus dem Gefühl seiner persönlichen Kraft schöpft, und des Eifers, welchen der sichtbare und handgreifliche, an jedem Tage erlangte Erfolg erzeugt, wendet man sich an eine über den moralischen Gesichtspunkt vielleicht erhabene, aber an praktischen Resultaten unfruchtbare Eigenschaft, deren Anstrengung unsere unvollkommene Natur nicht beständig wird ertragen können. Für Alle arbeiten, ist schöner, als für sich allein arbeiten, aber diese Entsaugung wird nicht von Jedem und zu jeder Zeit verlangt werden können, ohne die Besorgnis, Gleichgültigkeit oder Ermüdung herbeizuführen. Aus dem Weltall eine große Gesellschaftshandlung oder vielmehr eine Herrnhuter-Gemeinde machen, hiesse, die Menschheit in einen Viberhansen umwandeln, dessen immergleiche Thätigkeit seit dem Ursprunge der Zeiten keinen Schritt vorwärts gethan.

Was will der Mensch, wenn er arbeitet? Leben und genießen. Was gewährt ihm der Gewinn seiner täglichen Arbeit? Zunächst das, was an jedem Tage für seine Existenz notwendig ist, und dann einen gewissen Grad des Wohlstandes, nach welchem er strebt und dessen Perspektive unendlich ist. Wenn die Organisation der Arbeit durch die Oekonomie, welche ihre erste Frucht ist, in einem unberechenbaren Verhältnisse die Resultate der Arbeit vermehrt, so werden die Genüsse des Arbeiters sich in demselben Verhältnisse vermehren, und da diese doppelte Vermehrung unbestimmt ist, da das Bedürfnis nach materiellen Genüssen uns in jeder Stunde anspornt, so wird es notwendig kommen, daß da, wo die Hingebung an das allgemeine Wohl aufhörte, die Liebe zu dem Wohlstande der abgespannten Triebfeder ihre ganze Elasticität wiedergeben würde.

Wenn wir die menschliche Natur verleumbet haben, indem wir sie unfähig hielten einer ununterbrochenen Anstrengung für ein vages Interesse nach einem fernen Ziele hin, so behaupten wir dagegen, daß man sie dann verleumbet, wenn man für ihre Handlungen als den einzigen und nöthigsten Grund den Wunsch nach Genüssen und nach Wohlstand angiebt.

Wie wahr auch dieses Bedürfnis ist, wie sehr es auch Veranlassung giebt, zur Arbeit anzuregen, so wirkt es doch nur unter gewissen gegebenen Umstän-

*) Wir glauben, dieser wichtigen Frage die größte Aufmerksamkeit und den ausgedehntesten Raum schenken und besonders von Frankreich aus recht viele Stimmen darüber hören zu müssen. Die nachstehenden Betrachtungen sind aus der Feder eines weniger bekannten Publizisten, des Herrn Baillet-Latour, geflossen.

den und niemals allein. Weit entfernt, unbegrenzt zu seyn, nimmt der Kreis der besondern Genüsse nur einen sehr geringen Umfang ein, wenn kein anderes Verlangen das nach Wohlstand erhöhert und läutert. Wenn es sich für den Menschen nur darum handelt, zu leben, so ist er mit Wenigem zufrieden, und seine Natur giebt sich ohne Anstrengung, sogar mit einer gewissen Freude, den größten Entbehrungen hin. Unter der Sonne der Tropen lebt er von Lust und Träumen, seine Genüsse sind reell, aber er braucht die Arbeit nicht, um ihrer theilhaftig zu werden; in dem Nebel des Nordens arbeitet er mit Anstrengung, aber er versagt sich jeden Genuß: nicht das Mittel fehlt ihm, sondern der Geschmack daran. Wenn der Proletarier in Neapel oder Sevilla, wenn der Miesling auf den Antillen die noch so gut bezahlte Arbeit verschmäht, wenn er so viel hat, um im Schatten nach einem fetten Mahle schlafen zu können, so will der Arbeiter in London und Birmingham nicht die unreinlichen Wohnungen verlassen, wo der Typhus ihn hinrafft, selbst um die komfortablen und billigen Wohnungen, in denen die Philantropen des Lord Ashley ihn mit seinen Brüdern vereinigen will, einzunehmen. Die Unabhängigkeit, die Freiheit, mit ihrer liebgewonnenen Chimäre schön zu thun, das ist es, was, im Norden wie im Süden, überall die Menschen zur That treibt: wird ihnen dieses einmal geraubt, so erscheint ihnen Alles trübe und gleichgültig; vergebens wird man mit ihnen dann von materiellen Genüssen sprechen, sie werden unbewegt und kraftlos bleiben, denn sie werden sich benachtheiligt glauben.

Uebrigens, selbst wenn sie nach diesen materiellen Genüssen mit Eifer verlangt haben, geschah es nie in der Absicht auf sie allein und um ihrer selbst. Bis jetzt waren sie das Zeichen und die Ergänzung einer gewissen Superiorität; sie haben sich mit den Genüssen des Geistes verbunden, sie waren, man kann es nicht leugnen, als die Apanage der höheren oder bevorzugteren Klassen betrachtet. Mit dem Wunsche und in seinem Bedürfnisse, unablässig höher zu steigen, konnte der Arbeiter sie mit unermüdlichem Eifer verfolgen. Der Reichtum war für ihn die Freiheit, die Macht, die Wissenschaft namentlich. In einer Gesellschaft aber, in welcher die Klassen vermischt sind, wo die Macht und die Erziehung in gleicher Weise allen ihren Kindern zu Theil werden, würde dieser edle Beweggrund zu handeln jeden Werth verloren haben, und der Besitz der materiellen Genüsse würde seine größte Bedeutung verlieren.

Endlich wünscht und erreicht sie der Arbeiter fast niemals für sich selbst und für sich allein, sondern um sie mit denen zu theilen, die in ihm und durch ihn leben: aus Liebe zu seiner Frau und zu seinen Kindern arbeitet er; die Belohnung seiner Mühe liegt ganz in seiner Reingung. Wenn nun die Organisation der Arbeit, wie es die neue Wissenschaft will, beabsichtigt, die menschliche Thätigkeit zu schwächen, statt sie anzuregen, so bewirkt die Vertheilung des Ertrages der Arbeit durch eine regelade Centralmacht die Schwächung des väterlichen Gefühls und der Familienfreuden: nach Verlegung des Menschen in seinem relativen Werthe und seiner moralischen Würdigkeit beeinträchtigt das System, welches wir bekämpfen, sein Glück, d. h. seine Reingung.

Wir wollen die besondern Angriffe, deren Gegenstand das Erbrecht war, hier nicht übergehen; wir unterschreiben einige Maximen, in deren Namen man sich bemüht hat, das zu vernichten, was man nicht ein Recht, sondern ein anti-soziales und unbilliges Faktum genannt. Genug, daß in den undurchdringlichen Absichten seiner Vorsehung Gott seine Geschöpfe zu natürlichen Ungleichheiten verurtheilt hat, zu physischen, intellektuellen und moralischen Ungleichheiten; genug, daß er den Einen zum Nachtheil der Anderen Schönheit, Einsicht und Vernunft gegeben hat; die Gesellschaft muß nicht noch, ohne irgend ein Recht, Bevorzugte und Parias schaffen; es müssen sich nicht durch das bloße Faktum noch anstößigere Ungleichheiten festsetzen und verewigen, die auf nichts Anderes hinzahlen, als, zum Vortheil der Zufälligkeiten der Geburt, die Möglichkeit zu leben denen zu versagen, die ihre Geburt zum Elend und zur Verlassenheit verurtheilt.

Diese Betrachtung ist ernst und könnte, an und für sich, nicht mit Erfolg bekämpft werden; aber wenn man sie in ihren Beziehungen zu der menschlichen Natur und zu den Grundprinzipien erwägt, von denen die Existenz der Gesellschaften abhängt, so wird man bald anerkennen, daß die Abschaffung eines jeden Erbrechts in der That eben so anti-human als anti-sozial wäre.

Was ist die Triebfeder der menschlichen Handlungen? Das Begehren, die Leidenschaft. Sollen die Wirkungen bedeutsam werden, so muß die Ursache kräftig seyn; soll die Leidenschaft stark seyn, so muß der Gegenstand unmittelbar nahe sich befinden. Nun ist unter allen menschlichen Leidenschaften die Liebe die heftigste und fruchtbarste; unter allen Neigungen ist das väterliche Gefühl diejenige, die in dem Herzen den ersten Platz hat. Aber diese Neigung, dieses leidenschaftliche Gefühl lebt, wie alle anderen, durch Bewegung und Thätigkeit; um sich zu entfalten, muß es eine Anwendung finden; zu seinem Bestehen bedarf es der Hingabe. Das Opfer ist für die Liebe eben so notwendig wie der Kampf für die Freiheit.

Jetzt nun, wo das Leben der Frau, die Zukunft der Kinder nicht mehr von der Arbeit des Gatten oder des Vaters abhängt, wo er frei ist von der Fürsorge um die gegenwärtige und künftige Existenz Derer, denen er das Leben gegeben hat, wo er, so lange er auf der Erde seyn wird, oder selbst wenn Gott ihn von derselben wird genommen haben, nicht mehr, so zu sagen, jene Vormundtschaft und jenen Schutz fortsetzen kann, welche die Verlängerung der ersten Schöpfung zu seyn scheinen: glaubt man, daß er um Arbeit durch ein gleich kräftiges Interesse besorgt seyn, glaubt man, daß seine Arbeit gleich fruchtbar seyn wird? glaubt man endlich, daß die Liebe eben so lebendig in seinem Herzen seyn werde?

Bergebens hofft man alle diese Gefühle, die einen so innigen Theil von uns selbst ausmachen, durch die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande, durch die

Brüderlichkeit zu ersetzen. Die menschliche Seele breitet ihre Neigungen und Wurzeln nicht so weit aus; würde sie es thun, dann würden ihre Eindrücke an Kraft das verlieren, was sie an Ausdehnung gewinnen; und da, um eine Bewegung hervorzubringen, der Gegenstand, von welchem der Antrieb ausgeht, in der Nähe seyn muß, so würde hieraus für Alle mehr oder weniger jene Gleichgültigkeit und Trägheit entstehen, die wir schon bezeichnet haben.

Wir sagen, daß die Hoffnung, selbst nach dem Tode den Beweis der väterlichen Zärtlichkeit zu verewigen, der mächtigste Beweggrund für die Handlungen des Menschen ist; wir sagen, daß das Erbrecht notwendig ist für die Erhaltung und Entfaltung der väterlichen Zuneigung; die Geschichte hat so geurtheilt, und um eine entgegengesetzte Lehre zu finden, müssen wir unsere Blicke nicht vorwärts, sondern weit hinter uns richten. Daraus wieder zurückkommen, hieße, der Humanität alle Ansprüche auf Ruhm bestreiten, das Weib von den erhabenen Functionen entbinden, zu denen die christliche Religion es berufen hat, und es der brutalen und sinnlichen Bestimmung zurückgeben, hieße, aus dem freien und verantwortlichen Menschen ein sorgloses Räderwerk für die allgemeine Maschine, aus dem Bürger einen passiven Soldaten, aus dem Vater nur einen Erzeuger machen, hieße, ein regelmäßiges, aber lebloses Universum, eine gleichförmige, aber erstarrte Welt an die Stelle unserer so lebendigen, im Fortschritte begriffenen und so fruchtbaren Erde setzen.

Sollte aber auch diese Lehre, die wir nicht umhin können, als inhuman zu bezeichnen, nicht in ihren Tiefen die Grundpfeiler der Gesellschaft erschüttern, so ist sie doch auch aus sozialem Gesichtspunkte eben so falsch, eben so betäubend. Welches ist das erste Bedürfnis der Gesellschaft? Die Ordnung und der Frieden. Welches ist die unerlässliche Ergänzung des Fortschritts? Die Dauer. Welches ist der ewige Feind des Menschengeschlechts? Die Eifersucht und die Leidenschaft.

Wenn nun der Mensch, welcher ewig durch das innere Feuer geleitet wird, das er in seinem Herzen birgt, für dasselbe eine immerwährende Nahrung finden muß, wenn die Sicherheit und die Ruhe der Gesellschaft, in der er sich bewegt, von der Befriedigung, die er seinen Leidenschaften gewährt, und von der Natur seiner Leidenschaften selbst abhängt, was giebt es da Beruhigenderes für das Schicksal dieser Gesellschaft als vorzugsweise eine Leidenschaft anzuregen, die gleichzeitig die heftigste und die edelste ist? Was giebt es für den allgemeinen Gesichtspunkt Sichereres, was für das Interesse Aller Billigeres, als, trotz der Unannehmlichkeiten, welche daraus folgen, die Heiligkeit jenes Erbrechts, woraus die Verehrung der Familie, die Stütze der öffentlichen Ruhe, die Entfaltung der Reichtümer und die Fortschritte der Civilisation entstehen? Wenn Ihr im Gegentheil das Herz des Menschen öde und gefühllos macht oder wenn Ihr nur sucht, es mit einem zu vagen und zu unpersönlichen Gefühl zu erfüllen, wenn Ihr ihm nur ein zu fernes Ziel anbietet, fürchtet Ihr dann nicht, daß zwischen einer Tugend, die um so schwieriger ist, als sie einen weniger unmittelbaren Nutzen stiftet, und Leidenschaften, die um so stürmischer sind, als sie ein weniger mächtiges Gegengewicht haben, der Mensch sich gänzlich seinen verächtlichsten Naturtrieben überlasse, und werdet Ihr nicht Alles zu befürchten haben von einer also allen Gefahren der Willkür und der egoistischen Genüsse preisgegebenen Gesellschaft?

Das wird dann nicht mehr eine unbewegliche und gleichgültige Welt seyn, die an die Stelle der alten Welt gesetzt werden wird, sondern weil man den Menschen zu hohe Bestimmungen hat einreden wollen, wird man die Erde in eine blutige Arena verwandelt haben, wo die abscheulichsten, leicht siegreichen, weil heftigsten Leidenschaften ihr abscheuliches Reich gründen werden. Wir wissen nicht, ob es nützlich, ob es nöthig ist, also und im voraus für Leben zu kämpfen, die noch keinesweges das Bürgerrecht erlangt haben seit dem schon so fernem Tage, an welchem sie an's Licht getreten sind; aber da alle Systeme, welche die Frage wegen Organisation der Arbeit anregt, endlich durch eine fatale Nothwendigkeit zerfallen, da es wichtig ist, ihre Gefahren zu bezeichnen, da wir die Stunde erreicht haben, wo Jeder sich eine strenge Rechnung ablegen soll von den Meinungen, denen er die schmerzlichsten Opfer zu bringen berufen seyn kann, so hat es uns geschienen, daß die Darlegung eines jeden individuellen, obwohl ungenügenden und mangelhaften Gedankens mehr als ein Recht, beinahe eine Pflicht wäre. (Schluß folgt.)

Ludwig Philipp und Guizot.

Unter dem Titel: *The public Men of France* enthält die letzte Nummer der *British Quarterly Review*, welche kurz vor der Katastrophe des 24. Februar erschien, einen interessanten Aufsatz, in welchem sich unter Anderem eine Charakteristik des damaligen Königs der Franzosen und seines ersten Ministers befindet, die sich durch Unparteilichkeit und Freimuth auszeichnet, und daher auch jetzt, trotz der seitdem gänzlich veränderten Umstände, ihr Interesse nicht verloren hat. Die hohe Meinung, die man einst von der Klugheit und Entschlossenheit Ludwig Philipp's hegte, ist zwar bedeutend modifizirt worden; ja, die legitimistische Mode, von jeher die Todfeindin des Barrikadenkönigs, behauptet sogar, daß er nichts weiter sey, als une grande incapacité méconnue; wer aber den Erfolg als einziges Kriterium des Verdienstes annimmt, läuft Gefahr, ein eben so einseitiges als ungerechtes Urtheil zu fällen. Die Ansichten des englischen Reviewers schreinen uns die Mitte zwischen der früheren Ueberschätzung und der heutigen Herabsetzung zu halten; sie lauten im Wesentlichen wie folgt:

„Der merkwürdige Mann, der in diesem Augenblick über Frankreich herrscht, befindet sich in seinem fünfundsiebzigsten Jahre. Er ist viel gereist, hat viel gesehen und viel gelernt, und es giebt vielleicht in ganz Europa Ni-

mand, ob Jürst oder Unterthan, der ihn in Erfahrung, in Sach- und Menschenkenntnis übertrüge. Ohne glänzende oder hervorragende Talente zu besitzen, ist er ein Mann von allgemeiner Bildung, von ruhigem und gefasstem Charakter, von kalter und zurückhaltender Gemüthsart; was er auch betreibt, es möge wichtig oder geringfügig seyn, in Allem zeigt er Klugheit und Ausdauer. Seine Arbeitsamkeit ist außerordentlich; er prüft selbst alle auf die Staatsgeschäfte bezüglichen Dokumente, liest die hauptsächlichsten Journale und läßt sich bei der Verwaltung seines Privat-Vermögens und in den Angelegenheiten seiner Familie und seiner Kinder auch die geringsten Details nicht entgehen. Er versteht mehrere Sprachen und drückt sich namentlich im Englischen, Deutschen und Italiänischen mit vieler Fertigkeit aus; als der Gesandte von Bolivien vor einiger Zeit sein Beglaubigungsschreiben überreichte, redete ihn der König zu seinem Erstaunen in alt-peruanischer Mundart an. (!) Ueberhaupt hört er sich gerne sprechen und monopolisirt oft die Unterhaltung, wo es sich um gleichgültige Gegenstände handelt; im Kabinetstath aber ist er schweigmächtig, hört aufmerksam zu und fällt dem Sprechenden nur selten ins Wort, um eine Frage zu thun oder einen Einwurf zu machen. Es trifft sich gar häufig, daß er größere praktische Kenntnisse von einer Sache besitzt, als alle seine Minister, vorzüglich wenn sich dieselbe auf die auswärtigen Angelegenheiten oder die Diplomatie bezieht, und sollte das Conseil nicht mit ihm übereinstimmen, so wird die Entscheidung gewöhnlich vertagt, und der König geht dann ernstlich ans Werk, um sein Ziel zu erreichen. Hierin ist er auch so beharrlich, daß es ihm fast immer gelingt, sein Vorbaben durchzusetzen, und der „unwandelbare Gedanke“ — *la pensée immuable* — ist daher wirklich vorhanden. Ihn einen aufrichtigen, einen billigdenkenden oder einen ehrlichen Mann zu nennen, ist unmöglich; ihn für einen Mann von überlegenem Geiste auszugeben, wäre Schmeichelei; aber er ist ein kalter, berechnender, verständiger Mann — entschlossen, vorsichtig, gewissenlos, schlau und besonnen. Er kennt die europäischen Höfe, die Charaktere der vornehmsten Staatsmänner und Gesandten genau, als irgend Jemand in ganz Frankreich. Die Gefinnungen der reicheren Mittelklasse des Landes, des Handelsstandes und der Grundbesitzer sind ihm durch und durch bekannt; auf sie legt er seine festeste Zuversicht. Aber in den letzten drei Jahren hat die Sucht, seine Familie zu vergrößern, ihn große Fehler begehen lassen, und er ist zu zweideutigen Kunstgriffen herabgestiegen, die eines staatsklugen Fürsten unwürdig sind und ihn als Menschen mit Schimpf bedecken. Seine Minister braucht er meistens als Werkzeuge, und ihre Personen wie ihre Grundsätze sind ihm gleichgültig, wenn sie ihm nur sein individuelles System in Vollziehung bringen helfen.“

Keusfert graphisch ist die Schilderung des Ministers, den man die Incarnation der Bonaparte geist genannt hat, und dessen achtjährige Verwaltung mit dem Stürze des von ihm vertretenen Prinzips und dem Untergang der Monarchie endete. „Herr Guizot ist unter der mittleren Größe und etwas vier-schrötig gebaut. Sein Antlitz ist stets ernsthaft, ja, streng, sein Auge stolz und durchdringend. Beim ersten Blick erkennt man ihn als einen Mann von nachdenkendem und überlegendem Charakter, und von einer durch gelehrte Beschäftigungen eher gedämpften, als unterdrückten Energie. Tritt man ihm näher, so findet man seine Gestalt noch hagerer, seine Züge noch verblichener, seine Physiognomie noch düsterer, als es in der Entfernung geschehen. Wenn er aufgeregt wird, so nimmt sein Gesicht einen widrigen Ausdruck an — seine Lippen ziehen sich zusammen, seine Augen scheinen sich noch tiefer in ihre Höhlen zu versenken, und sein ganzes Keusfert ist das eines Mannes von unruhiger, melancholischer, tiefstimmiger Gemüthsart. Alle Heiterkeit ist aus seinen Mienen verbannt. Nie lacht oder scherzt er mit seinem Nachbar auf der Ministerbank; er scheint stets in Staatsgeschäften oder in seinen eigenen Gedanken vertieft. Bei seinem Eintritt in die Deputirtenkammer zeigt er die Apathie eines Professors oder Schulmeisters; er kreuzt die Arme, neigt das Haupt auf die Brust und folgt mit Aufmerksamkeit dem Gange der Verhandlungen. Wenn aber der Redner auf der Tribune ihn selbst oder sein System angreift, so wird Guizot unruhig und aufgeregter; er erhebt sich von seinem Sitze, unterbricht den Sprechenden, schlägt mit seinem hölzernen Halzbein auf den Tisch, thut mit lauter Stimme Einspruch und bittet um das Wort.“

„Trotz seiner kleinen Statur macht die Erscheinung Guizot's auf der Tribune einen imposanten Eindruck; denn sein Blick ist sprechend, in seinen tiefstehenden Augen brennt ein verhaltenes Feuer, und seine zugleich diktatorische und pedantische Miene ist nicht ohne eine gewisse Würde. Seine Stimme ist voll und wohlklingend, aber weder sehr biegsam noch umfangreich. In seinem Redestil scheint er eher der Genfer als der französischen Schule anzugehören; trocken, sentenziös, klar, dogmatisch und lichtvoll, entbehrt er der Geschmeidigkeit und der Lebhaftigkeit eines Thiers, so wie des genialen Flusses, des reichen Pathos, der Grazie und des großartigen Wesens eines Berryer. Seine Ideen sind jedoch im Allgemeinen philosophisch und erhaben, sein Ausdruck ist kräftig, und er weiß mit vieler Gewandtheit die jedesmalige Stimmung der Kammer zu benutzen. Niemand ist im Stande, sich schneller eines populären Gedankens zu bemächtigen und ihn mit größerer Kunst dem Geschmade der Majorität anzupassen. Jene glühenden Ausbrüche der Beredsamkeit, womit Berryer seine Zuhörer wider ihren Willen fortstreift, sind zwar bei ihm seltener, aber er ist stets wortreich und fruchtbar, und die Ueberlegenheit seines Willens und seiner Kenntnisse verfehlt nie, sich geltend zu machen. Kein Einwurf, keine Unterbrechung kann ihn von der Darlegung und Entwicklung einer Lieblings-Idee abhalten.“

„In den Details der Geschäfte und der gewöhnlichen Amts-Routine ist Guizot nicht sehr bewandert. In administrativen Kenntnissen, in der Kunst, die Menschen zu lenken und parlamentarische Mehrheiten zu sichern, wird er von Mitgliedern seines eigenen Kabinetts übertroffen, die weit entfernt sind,

seine außerordentlichen Geistesgaben zu besitzen. Auf den Namen eines Gelehrten, eines geschickten und fruchtbaren Schriftstellers und eines unübertrefflichen parlamentarischen Wortkämpfers hat er dagegen den begründeten Anspruch. Aber obgleich er als Politiker mehr Schlaueit und — wir müssen es leider sagen — mehr Arglist und Doppelzüngigkeit an den Tag gelegt hat, als seine wärmsten Freunde billigen können, hat er sich doch weder als ein großer Staatsmann, noch selbst als ein ausgezeichnete Geschäftsmann bewährt. In der hohen Stellung, die er während der letzten sieben Jahre bekleidet, hatte kein Minister seit Canning's Zeiten so kostbare Gelegenheiten, das Heil nicht nur Frankreichs oder Englands, sondern der ganzen Welt zu befördern; aber diese Gelegenheiten hat er unbenutzt vorbeigehen lassen, und er wird dafür dem Richterstuhl der Geschichte unterliegen müssen. Einer Partei und einem Monarchen zu Gefallen hat er Talente, Beredtsamkeit, Geisteskräfte und Energie gemißbraucht, die, im Dienste seines Vaterlandes und der Menschheit angewandt, ihm die höchsten Ehren, den glänzendsten Namen erworben hätten.“

Italien.

Die Insel Sardinien.

(Schluß.)

Wenn ein junger Mann heiraten will, geht sein Vater oder Vormund in das Haus des Mädchens und er sagt: „Ich komme, mir ein weißes, vorzüglich schönes Kind auszubitten, das Ihr besitzt, durch welches der Ruhm meiner Verbe und der Trost meines Alters mir gesichert werden kann.“ In einer eben so bilderreichen Sprache erfolgt die Antwort der Aeltern: erst thun sie, als hätten sie nicht verstanden, dann führen sie das Mädchen, um welches angehalten wird, mit Gewalt herein; der Redner klatscht in die Hände und ruft: „das ist die, welche ich meine.“ Man verabredet nun das Nöthige, besonders die Hochzeitsgeschenke. An einem bestimmten Tage geht der Vater des Bräutigams aus seinem Hause, von Verwandten und Freunden begleitet; im großen Aufzuge werden die Geschenke für die Braut getragen, man läßt mehrermale anpochen; der Vater fragt dann mit lauter Stimme von drinnen, was es gebe und was man ihm bringe? Von dem Zuge wird laut geantwortet: *ondras e virtuais* (Ehre und Tugend). Nun wird geöffnet, und nach einem herzlichen Empfange werden Alle in den Saal geführt, in dem sich die ganze Familie höchst gepußt befindet; dies gewährt einen schönen Anblick. — Die Frauen sind reicher gekleidet als die Männer. Im südlichen Theile der Insel wird eine Jacke und eine Schürze von karmoisinem, grünem oder blauem Sammet getragen, auch wohl von sehr feinem Tuch; das Korset und der Besatz von Schürze und Jacke sind von Seide mit Gold und Silber verbrämt, man trägt auch ein reiches Halsband und kostbare Ringe. Die Frauen im nördlichen Theile haben ein Korset, dessen Kermel aufgeschliffen sind und ein weißes Leinentuch auf dem Kopfe, darüber dann an Fest- und Hochzeitstagen einen rothen Schleier. — Vor der Hochzeit läßt der Bräutigam sein Haus weihen; die Verköbte hat alles Hausgeräth zu liefern, und der Bräutigam holt diese Ausstattung mit vielen Wagen ab, wobei Musiker nebst einem Zuge von Knaben und Mädchen vorangehen, die im schönsten Kleiderstaat alle irgend zerbrechlichen Dinge tragen, namentlich Spiegel, Gläser, Porzellan, auch die Bilder der Heiligen, von denen die Brautleute ihre Namen haben. Die Mädchen tragen auf dem Kopfe die Kissen mit Rosabändern und Blumen, auch mit Myrthenblättern geziert; ein kupferner Krug, der für die Braut bestimmt ist, ist dem hübschesten Mädchen anvertraut. Der Bräutigam reitet vor den Wagen her, welche Bett, Stühle, sonstige Geräthe, Wäsche, Küchengeräth, auch Spinräder für die künftige fleißige Hausfrau anbringen. Etwas Getraide und das Nöthige zum Brodbacken, so wie der Esel zum Zerbrechen des Getraides folgt mit; lechterer ist auch mit Bändern geschmückt, und er dient zur Unterhaltung der Zuschauer. — Nach dreimaligem kirchlichen Aufgebote holt der Bräutigam, von einem Geistlichen und von seinen Verwandten begleitet, die Braut ab, die noch zuletzt im Vaterhause niederknieet und um den Segen der Mutter bittet; die Mutter hebt sie auf und übergibt sie dem Priester. Bei dem Glockengeläut geht man in zwei Zügen zur Kirche. Nach der Messe kommt man in das Haus der Neuvermählten, wo das Frühstück aufgetragen ist; die Brautleute müssen neben einander sitzen, aus demselben Teller mit demselben Löffel essen. Wenn ein Zeichen gegeben ist, wird die junge Frau aus den Armen ihrer Aeltern fortgerissen, auf ein reich geäumtes Pferd gesetzt und im Pomp nach der Wohnung des Mannes geführt. Ihr Kleid hat eine Blumenstickerei, sie trägt eine weiße Schürze und eine grüne Jacke, auf dem Kopf einen schwarzen Hut, der mit Bändern und Federn besetzt ist, auch einen weißen Schleier, schwarze Sammetstiefel mit silbernen Schnallen, ein reiches Perlen- oder Korallenhalsband mit goldenem Kreuze ziert den Hals. Sie sitzt im Sattel nach englischer Art, ohne die Zügel zu nehmen, der Bräutigam giebt ihr die rechte Hand und noch ein Begleiter führt das Pferd am Zügel. Oft folgt ein Zug zu Pferde von Blötenspielern und jungen Leuten, die ihre Pistolen abschließen. Die Mutter des Gatten empfängt ihre Schwiegertochter am Eingange des Hauses, sie bietet ihr auf einem Teller Getraide und Salz dar. Wenn die Braut absteigt, küßt sie die Hand ihrer neuen Aeltern, sie wird nach dem Brautgemach geführt, wie es in der Volkssprache heißt zu *domu e lettu*. Zuweilen empfängt die Schwiegermutter die junge Frau mit einem Glase Wasser, welches sie in das Zimmer gießt, denn wie das Wasser die Erde befruchtet, so soll die Schwiegertochter ihre Familie fortplanzen. — Wo die strenge Etikette herrscht, da empfängt die junge Frau Hochzeitsbesuche, ohne während der Aufnahme ein Wort zu sprechen. Der

Ball am Abend endigt mit einem Mahle, bei welchem die jungen Eheleute auch wieder von einem Teller mit demselben Löffel essen. Bei allen glücklichen Ereignissen, 30 Tage nach der Hochzeit oder wenn ein Knabe geboren wird, wiederholt sich jene Ceremonie.

Die Männer sind in Sardinien sehr eifersüchtig, die Frauen aber im Ganzen treu. Mit ihrem weißen Teint, ihren azurblauen Augen und ihrer edeln Gestalt können sie den Georgierinnen verglichen werden.

Wenn Jemand von seinem Feinde getödtet ist, wird bei dem Leichenbegängnisse ein schreckliches Geheul der Wuth und der Verzweiflung erhoben. Die Angehörigen des Gestorbenen lassen ihren Bart so lange wachsen, bis die Rache erfüllt ist. Die Witwe des Getödteten schmückt sich mit ihren schönsten Kleidern, läßt ihre Haare auf die Schultern herabhängen, und von den nächsten Verwandten begleitet, geht sie zum Richter des Bezirks, um Rache zu fordern. Man führt sie nach ihrem Hause zurück, und sie legt nun das Trauerkleid auf zeitliches an. Das Kleid ist schwarz, das Gesicht wird mit einem gelben Tuch verdeckt.

Merkwürdig ist der Thunfischfang in Sardinien, der im Mai seinen Anfang nimmt. Ehedem war dieser Fisch um seines wohlschmeckenden Fleisches willen im Auslande so berühmt, daß die Spanier, so wie die Bewohner von Italien und Byzanz, sein Bild auf ihre Münzen prägen ließen. In Karibago mußten die Brautleute vor der Trauung einen Thunfisch verzehren; die Griechen weihten den Fisch der Diana. Kaiser Caracalla belohnte jeden Bers, den Opianus auf den Thunfischfang machte, mit einem Goldbaler. Noch jetzt werden die Sardinier reich durch diesen Fang. Der Thunfisch hat eine große Stärke im Schwimmen, er kann unermüdet den Schiffen auf weite Entfernung nachschwimmen, weil er gern verzehrt, was ihm die Matrosen etwa zuwerfen. Eine Masse Thunfische kommt alljährlich durch die Meerenge von Gibraltar in das Mitteländische Meer; an den Küsten Europa's, Asiens und Afrika's sucht er bessere Nahrungsmittel und einen besseren Platz für das Niederlegen seiner Eier. Gleich bei Gibraltar theilen sich die Fische in zwei Abtheilungen, von denen die eine rechts nach Afrika, die andere links nach Europa geht. Im Herbst gehen sie bei Byzanz vorbei in das Schwarze Meer. Ihnen wird nun vorzüglich bei den Salinen von Saffari, an der Insel Asinara (Herculis insula) bei Porto Paglia und der St. Peters-Insel nachgestellt vermittels der Zugnetze. Das große Erdbeben von 1733 hatte eine ungeheure Masse von Sand und dergleichen aus Afrika nach der Richtung von Europa geführt; seitdem schlagen die Thunfische von Gibraltar aus gerade den Weg nach Sardinien ein. Man hat hier sonst an 50,000 Thunfische im Jahre gefangen, von denen manche über 300, ja sogar 1200 Pfund wogen. Jetzt hat die veränderte Richtung der Winde, so wie das Nachstellen der Seehunde, eine Verminderung zuwegegebracht. Im Maimonat werden die Küsten, wo man die Netze aufstellt, zu wahren Märkten; Schiffe mit Geld beladen kommen, um Thunfische zu erhandeln. Die Leute kommen aus dem Innern der Insel nach dem Ufer wie zu einer Lustbarkeit, denn die Eigenthümer des Fischfanges nehmen Alle großmüthig auf, bewirthen Jeden und beschenken ihn beim Fortgehen mit einer Masse von Fischen. Ein Aufseher ordnet während des Fanges mit unbedingter Macht an. In seiner Gegenwart wird am 3. Mai die Stelle im Meere zum Auswerfen der Netze bestimmt durch zwei parallel gezogene Seile (man nennt das *inerocciare la tonara*). Die Verkäufer der Netze kommen aus der Gegend von Genua herüber. Das Zugnetz ist gleichsam ein Park im Wasser, in den man den Fisch hineinjagt. Mit Hilfe mehrerer Rähne wird das Netz in die Tiefe hinabgesenkt (*mettere la rete a bagno*). Die Netze zum Fähringfang sind ein Spielzeug im Vergleich mit denen zum Thunfischfang. Das Meer ist, wo das Netz hingeworfen wird, etwa 100 Fuß tief, denn der Thunfisch kommt nie an die Oberfläche des Wassers, das Netz muß ihn ganz aus dem Grunde heranholen. Der Umkreis des großen Netzes (*isola*) ist durch Binsen in mehrere Abtheilungen gesondert; eine Abtheilung, welche die größte Masse Fische enthalten soll, ist mit engen Maschen geknüpft. Man macht auch einen Fang mit der sogenannten Queue und der Codarde, indem ein Netz von 1200 Fuß Länge aus dem Zugnetze im Meere bis ans Land herübergezogen wird. So werden die Thunfische gefangen, welche zwischen dem Zugnetze und dem Ufer hindurchziehen. Das Gewebe des Zugnetzes ist durch schwere Steine auf dem Grunde des Wassers festgehalten; am Ende der Netze befindet sich ein Seil, das durch viele andere Seile mit einem in das Meer versenkten Anker in Verbindung steht. So sichert man sich gegen den Wind, gegen die Meeresströmung und gegen den heftigen Anlauf der großen Fische. Die Fische dringen nach und nach in die verschiedenen Abtheilungen des Netzes ein; wenn der Aufseher meint, es seyen genug, dann läßt er die letzte Abtheilung (*Ponente*) öffnen. Am anderen Morgen kommt der Aufseher, wenn das Wetter günstig und das Meer ruhig ist, vor Tagesanbruch zu dem Netze; er wirft einen Stein, der mit einem schwarzen Schaffelle umwickelt ist, unter die Thunfische, damit diese erschreckt werden und in den bereit gehaltenen Behälter sich verfügen. Dann wird die weiße Fahne aufgezo-gen; die Eigenthümer und die Arbeiter müssen herbeikommen. Der schwere Theil des Netzes läßt sich nur langsam emporheben, die Arbeiter nehmen die Enden in ihre Rähne, bis man den Fisch an der Oberfläche des Wassers sieht. Die Leute auf den großen Rähnen des Anführers führen nun Stöcke, die mit Eisen beschlagen sind, und tödten damit die Thunfische, welche mit ihren langen Schwänzen auf das Wasser schlagen, daß dieses 15 Fuß hoch emporgeworfen wird. Mit Harpunen ziehen sie die erlegten Fische in ihre Rähne, die großen Fische leisten noch Widerstand, so daß das Meer bei dem Kampfe blutig ge-

färbt wird; Beifallstuf und Freudengeschrei ertönt von den Zuschauern, die bei diesem großartigen Bilde des menschlichen Fleisches erfreut sind. Der Ruf der Fischer; ihre Geschicklichkeit und Thätigkeit, die gewaltigen Anstrengungen der Thunfische, um dem Netze zu entgehen, machen das Schauspiel munter und mannigfaltig. Man bringt den Fang auf mehreren Rähnen ans Land und legt ihn dort in geräumigen Hallen nieder. Jetzt fängt man jährlich in Sardinien etwa 32,000 Thunfische. Als der Kanonikus Raimondo Valle in das Kollegium der Künste und Wissenschaften bei der Universität Cagliari aufgenommen seyn wollte, stellte man ihm die Aufgabe, den Thunfischfang zu beschreiben, was er mit großer Kunst ausgeführt hat.

Die Korallenfischerei beginnt in Sardinien zu Ende April und dauert bis zum September. Bei der Insel Asinara findet man die besten Korallen. Eine Art Bitterwerk mit Blei beschwert wird in das Meer hinabgelassen, so daß es an den Felsen haften bleibt und die Korallenzweige ablöst; ein mit jenem Bitterwerk verbundenes Netz nimmt dann die Korallen auf. Auch Taucher steigen in die Tiefe, um die Korallen zu holen. Am meisten werden die blutreichen Korallen geschätzt, die alt gewordenen sind von weißer Farbe.

Das Getraide, welches auf Sardinien vorzüglich gedeiht, ist Trique (*tritium*) genannt. Der Mais wird besonders in den Ebenen von Oriskano gebaut. Die Bauern säen gern Bohnen im November aus, weil im Sommer die trockenen Winde nachtheilig seyn würden. Man baut den weißen Muskatwein oder Malvasier, dann den rothen Canonao, den hellen Bernaccia. Den reichsten Ertrag haben die Oliven. Auch Mandeln, Orangen, Citronen, Tabake gedeihen in vorzüglicher Güte. Die Gegend von Oriskano hat 10,000 Orangenbäume und mehr, die zum Theil 700 Jahre alt sind; von manchem Baum erhält man 5000 Orangen; die Gärten von Mitis können als die Gärten der Hesperiden angesehen werden.

Mannigfaltiges.

— Louis Blanc's Organisation der Arbeit. Lamennais versichert in einer der letzten Nummern seines (gemeinschaftlich mit Pascal Duprat herausgegebenen) *Peuple Constituant*, daß die von Louis Blanc geleitete Versammlung im Luxembourg bereits aller öffentlichen Theilnahme baar sey, da Niemand mehr an die Ausführbarkeit der vorgeschlagenen „Organisation der Arbeit“ glaube. „Die materielle Frage selbst“, fügt Lamennais hinzu, „ist viel ausgedehnter, als man sie bisher im Luxembourg aufgefaßt. Man hat sich dort lediglich mit den 4—500,000 Arbeitern beschäftigt, die in den Hauptstädten der Industrie ihren Aufenthalt haben. Nun besitzt aber Frankreich mindestens 12—15 Millionen Individuen, die von ihrer Händarbeit leben. Wenn man also nach dem Mode-Ausdruck die Arbeit organisiren will, so muß die Organisation notwendig diese 12—15 Millionen Arbeiter, Männer, Frauen und Kinder, alle umfassen. Es wird daher das ganze Land, über dessen Oberfläche sie verbreitet sind, die Werkstätte werden müssen, in der Jeder seine vorgeschriebene Aufgabe haben und als Austausch der Arbeit dasjenige empfangen wird, was der Staat nach Abzug aller Kosten, für gut findet, ihm zu bewilligen. Sollte man nicht meinen, daß sich die Erfinder eines so weisen, wohlthunenden und humanen Systems Mehmed Ali zum Muster genommen? Will man wirklich ein zweites Aegypten aus unserem Vaterlande machen? Doch unsere Leser mögen sich beruhigen; es ist nicht so leicht, als jene guten Leute glauben, Franzosen in Zerkelbath umzuwandeln!“

— Vom dänisch-deutschen Kriegeschauplatz. Neuerdings sind uns folgende Nachrichten von dort zugegangen, wodurch so manche Aeußerungen über die Bewegung unserer Truppen eine Berichtigung erhalten:

... Bei Rendsburg, am 19. April 1848.

„Daß die Sache bald zur Entscheidung kommen soll, geht auch daraus hervor, daß wir gestern die Strecke von Neu-Münster bis Rendsburg mit der Eisenbahn zurücklegen mußten. Dies zu ermöglichen, rückten wir schon um 5 Uhr Morgens aus, und konnten doch erst Abends 9 Uhr den Sattel von den Pferden nehmen. Ueberhaupt sind uns Strapazen nicht erspart gewesen. Wir marschirten zehn Tage ohne Ruhetag, legten häufig fünf, und durch Lauenburg sogar über acht deutsche Meilen in einem Striche zurück. Obgleich hier das Terrain so beschaffen ist, daß wir Reiter gar nicht operiren können, werden wir nichtsdestoweniger im Gefechte gute Dienste leisten und die Partouillen verrichten. Da die Dänen sich selbst im Rücken durch Aufstände der zurückgeschickten deutschen Truppen bedroht halten, der König persönlich diesem Kriege abgeneigt seyn soll, zu welchem nur die exaltirte dänische Partei getrieben hat, so ist fast anzunehmen, daß die Armee, nachdem sie der Ehre wegen eine entscheidende Schlacht geliefert, nach den Inseln sich zurückgeben, und damit die Sache als erledigt zu erachten seyn werde. Gegenwärtig haben die Dänen bei Schleswig eine Position, aus welcher sie zu vertreiben, wohl die Aufgabe für die nächsten Tage seyn wird. Die hier anwesenden Freicorps, wie sie sich gern nennen lassen, da sie keine Freischaren seyn wollen, sollen theilweise sehr gut seyn, anderen Theils aber auch fast nur aus Abenteurern bestehen. Viele sind deshalb von der provisorischen Regierung schon zurückgewiesen worden, da sie recht wohl einsieht, daß solche Leute ihr später höchst lästig fallen dürften.“